

Sprache Sprachvergleich, Sprachgeschichte

© Rudolf Wachter, Universität Basel (14. Mai 1996)

Seit dem 10. März enthält die Schweizer Bundesverfassung den Passus (Art. 116 Ziff. 2): «Bund und Kantone fördern die Verständigung und den Austausch unter den Sprachgemeinschaften». Was aber heisst «Verständigung», und wie können wir sie möglichst nachhaltig fördern? «Verständigung» hängt eng mit «Verständnis», «Verstehen» und «Verstand» zusammen, und diese assoziieren wir unmittelbar mit unserem Denken und damit auch mit unserer Sprache. Verständnis wird durch Erklärung vermittelt, also via Sprache. Unsere gesamte Kultur und Kulturtradition beruht auf der Weitergabe von Einsichten, Wissen und Verständnis durch Erklärung. Alle Lehrenden, seien sie Geigenlehrer, Schreinermeister, Physikprofessor, Richter oder Schamane, sprechen zu den Lernenden und erklären ihnen ihre Kunst. Zwar «lernen» wir im Leben auch sehr viel unreflektiert, durch – meist gedankenlose – Imitation, aber am effektivsten, genauesten und intelligentesten lernen wir durch Erklärung.

Seit wir die Schrift zur Konservierung von Sprache zur Verfügung haben, verbringen die Lehrenden zudem viel Zeit mit Schreiben und die Lernenden mit Lesen. Die grössere Zeit, die wir uns beim Schreiben für die sorgfältige und präzise Formulierung nehmen, wird, so hoffen wir, aufgewogen durch die nachfolgende Breitenwirkung. Reden und Zuhören aber sterben deshalb noch lange nicht aus, ja, seit die Fernsehanstalten gelernt haben, uns millionenfach Abend für Abend hypnotisch festzunageln, ist die Kommunikation mittels Schrift ins Hintertreffen geraten. Sie zwingt den «Sender» eben zu grösserer Sorgfalt und den «Empfänger» zu aktiverer geistiger Arbeit und lässt letzterem erst noch die Freiheit der zeitlichen, sachlichen und örtlichen Programmgestaltung. All dies ist offenbar weniger erwünscht, als man denken sollte. Die Kompetenz im schriftlichen Ausdruck nimmt im Verhältnis zu den abgessenen Schulstunden denn auch seit längerem ab.

Aber schon ist möglicherweise auch das neue Analphabetenzeitalter wieder passé, und ein neues Schriftsäkulum scheint sich anzukündigen. Der Freund der Schriftlichkeit stellt jedenfalls erfreut fest, wieviel Wert im Internet auf Korrektheit, Stil, Witz und Präzision des sprachlichen Ausdrucks gelegt wird. Nur wer heute seine sprachlichen Fähigkeiten nach Kräften fördert und sich verständlich und originell auszudrücken lernt – und zwar nicht nur in griffigen Slogans –, wird morgen in diesem neuen Medium zur Kenntnis genommen werden und Erfolg haben. Dies ist nicht nur für Individuen wichtig (Geschäftsleute, Wissenschaftler etc.), sondern für ganze Berufsgruppen und Gemeinwesen. Im übrigen wird es interessant sein zu sehen, inwieweit neben dem Englischen, wenn das Netz feinmaschiger wird, auch andere Sprachen zum Zuge kommen werden.

Sprachbeschreibung und Sprachvergleich

Kulturtradition basiert auf Erklärung – dies gilt auch für das Erlernen von Sprachen. Am wenigsten im Falle der Erstsprache (früher: Muttersprache), da wir, wenn wir sie lernen, für metalinguistische Erklärungen (Erklärungen in Sprache über Sprache) im ganzen noch zu jung sind. Deshalb bleibt sie auch von allen Kulturgütern dasjenige, über welches wir gemessen an seiner Wichtigkeit am wenigsten nachdenken.

Bei der Verständigung und dem Austausch unter den Sprachgemeinschaften unserer Regionen geht es aber primär um Zweitsprachen, Drittsprachen usw. (früher: Fremdsprachen). Diese lernen wir – allen «Naturmethoden» zum Trotz sei es gesagt – weitaus am besten durch Erklärung. Denn wir sind, wenn wir sie erwerben, im Normalfall nicht nur für metalinguistische Erklärungen nicht mehr zu jung, sondern für die «Naturmethode» schlicht zu alt. Und warum sollten Erklärungen beim Erlernen einer Sprache weniger adäquat sein als beim Geigenspiel und der Physik? So ist es bedeutend rationeller, statt fünfzig noch so gut ausgewählte Beispiele wie *I'm going home now* auswendig zu lernen, sich die simple Regel zu merken: «Im Englischen steht die Ortsangabe normalerweise vor der Zeitangabe».

(Man sieht, der Schreibende hält wenig von der verbreiteten didaktischen Regel, man dürfe den Lernenden keine Regeln mehr zumuten – und nicht einmal speziell deshalb, weil eine der populärsten sprachwissenschaftlichen Richtungen – diejenige N. Chomskys – nichts anderes tut als Regeln für die Hervorbringung korrekter sprachlicher Äusserungen aufzustellen!)

Erklärungen aber werden besonders griffig, wenn man andere, bereits besser beherrschte Sprachen – am häufigsten wird dies die Muttersprache sein – permanent zum Vergleich heranzieht. Besonders geschickt ist es deshalb, die Lernenden gleichzeitig darauf aufmerksam zu machen, dass die Regel für das Deutsche häufig genau umgekehrt lautet. Wir sagen ja: *Ich geh' jetzt heim*. Der Kontrast gibt der Regel noch zusätzliche Griffigkeit.

Wirklich interessant wird die Sache allerdings erst, wenn man weitergrübelt: Steht *home* vielleicht vor *now*, weil *going* und *home* näher zusammengehören als *going* und *now*? Aber warum dann die Trennung von *gehe* und *heim* im Deutschen? Die Einsicht folgt auf dem Fuss: Das Deutsche hat (im Hauptsatz) eben die Tendenz, Verbalausdrücke aufzuspalten und gerade die am engsten zum Verb gehörigen adverbialen Komponenten besonders weit nach hinten zu verbannen: Das *leuchtet* bestimmt jedem unmittelbar *ein*. Die beiden gegensätzlichen Regeln entpuppen sich als zu simpel. Regeln sind ja ohnehin nur ein Behelf. Dahinter stehen immer grössere Zusammenhänge. Und auf deren Erklärung haben alle Lernenden ein Recht.

Das Rezept heisst Sprachvergleich. Er vermittelt parallel zum neuen Wissen über die Fremdsprache en passant gleich noch zahlreiche Einsichten in die eigene Sprache, auf die wir sonst meist gar nicht aufmerksam würden. Vor kurzem verkündete eine originelle Plakatwerbung für Brot: *Weder neu noch exklusiv noch cool, sondern täglich gut*. Gemeint war aber wohl eher: *Weder neu noch exklusiv noch cool, **aber** täglich gut*. Ich jedenfalls hätte dies sympathischer gefunden, etwas weniger schulmeisterlich im Ton. Es ist kaum ein Zufall, dass die uns

am nächsten stehenden Sprachen den Unterschied zwischen aber und sondern nicht – oder jedenfalls nicht auf so einfache Weise – ausdrücken können. Wird ihn das Deutsche bald verlieren? Soweit ist es heute jedenfalls noch nicht, und durch genaues Nachdenken über Sprache und darüber, wie verschiedene Sprachen die Welt abbilden, können wir solche Feinheiten aufdecken und entsprechend auch Missgriffe vermeiden.

Sprachbeschreibung und Sprachvergleich sind recht einfach zugängliche Wissensgebiete. Die Sprachwissenschaft hat längst die Terminologie bereitgestellt, mit deren Hilfe man die meisten sprachlichen Erscheinungen klar beschreiben und leicht verstehen kann. Die Pioniere waren zu etwa gleichen Teilen die altindischen und altgriechischen Grammatiker (je im 1. Jahrtausend v. Chr.), und ihre Methoden und Beobachtungen wurden v.a. in den letzten beiden Jahrhunderten bei uns noch wesentlich verfeinert und für den Sprachunterricht aufbereitet. Mit etwas gesunder Neugier, am leichtesten entfacht durch kompetente, mitreissende und zum Denken anregende Lehrkräfte, ist der Effort, in dieser Disziplin an den Ball zu kommen, nicht sehr gross, wohl aber der Gewinn. Ich wage zu behaupten, dass die Sprache – samt ihren segensreichen und gefährlichen Wirkungen – erst wirklich zu beherrschen beginnt, wer sich zum Ziel macht, sie zu durchschauen und immer weiter in ihr Inneres vorzudringen.

Wenn wir eine andere Landessprache oder Fremdsprache zu lernen beginnen, empfinden wir zunächst ein diffuses Gemisch von Ähnlichkeiten und Verschiedenheiten. Hier gilt es, Ordnung zu schaffen. Naturgemäss werden wir uns primär auf die Verschiedenheiten konzentrieren. Sie erfordern unsere ganze Aufmerksamkeit, und wir müssen sie uns einprägen. Durch geschickte Erklärung verlieren sie jedoch viel von ihrem Schrecken, ja sie gewinnen schliesslich die eigenartige Schönheit leicht exotischer menschlicher Gesichtszüge. Ist Ihnen, liebe Leser, voll bewusst, dass sich im Englischen das Possessivpronomen in seiner Form nur nach dem Besitzer ausrichtet (*his brother, her brother, his sister, her sister*), z.B. im Französischen dagegen nur nach dem Besitz (*son frère, son frère, sa soeur, sa soeur*), und dass wir uns im Deutschen den Luxus leisten, auf beides Rücksicht zu nehmen (*sein Bruder, ihr Bruder, seine Schwester, ihre Schwester*)? Allerdings nicht durchgängig: Das Deutsche lässt bei *ihre Schwester* die Zahl der Besitzer im Ungewissen, und alle drei Sprachen machen gleichermassen keinen Geschlechtsunterschied im Plural (*ihre, their, leurs*), weder beim Besitz noch bei den Besitzern. Besonders interessant ist jeweils auch zu sehen, wie die Sprecher der einzelnen Sprachen mit solchen Ausdrucksdefiziten im konkreten Fall zurecht kommen, wie im geschickt gebildeten Satz und Kontext die Unklarheiten auf ein Minimum beschränkt werden können. Viele solche Merkwürdigkeiten rühren daher, dass keine (natürliche) Sprache völlig perfekt und regelmässig ist, und dass jede wieder andere Dinge besonders elegant und präzise ausdrücken kann bzw. eher umständlich umschreiben muss. Darauf etwas Beobachtungszeit und Gedankenarbeit zu verwenden, zahlt sich hundertfach aus. Das will aber geübt sein, und nirgends kann man besser darauf vorbereitet werden als im Fremdsprachenunterricht, vorausgesetzt, die Lehrkraft hat selber den Zugang dazu und kann ihn anschaulich vermitteln.

Im Zusammenhang der Sprachen unseres Umfeldes wollen wir uns nun aber auf die Ähnlichkeiten konzentrieren. Sie vor allem wirken verständnisfördernd – wieder vorausgesetzt, man

bemerkt und versteht sie. Wir können drei Kreise ziehen: Aktuelle Einflüsse aus der Neuen Welt, Europäische Kulturtradition, Prähistorische Sprachverwandtschaft.

Aktuelle Einflüsse aus der Neuen Welt

Es kann niemandem verborgen bleiben, dass unsere Sprachen besonders im Vokabular hunderte von neuen und neusten Gemeinsamkeiten aufweisen. Man kaufe je eine Tageszeitung in den Schweizer Landessprachen, und man wird Dutzende von Beispielen vom Typ *Boom*, *Clinch*, *Futures*, *Design*, *Insiderhandel* finden. Dass es das (amerikanische) Englische ist, das heute in diesem Bereich den Ton angibt, nehmen die Hüter der verschiedenen Sprachen mit unterschiedlichem Humor und Pragmatismus hin. Verhindern können sie es «eh» nicht. Sprachpurismus ist – jedenfalls in grossen Sprechergruppen – chauvinismusverdächtig und zeugt jedenfalls von mangelndem Verständnis für die Mechanismen der Sprache, v.a. der Sprachgeschichte. Wie sollten wir denn sprechen, wollten wir jegliche Lehnwörter meiden? Die Sprachhüter der Grande Nation dürften nicht mehr im *jardin* unter dem *ciel bleu* auf einem *banc* sitzen und *vin blanc* oder *bière* trinken – ja sogar von *France* und *Français* müssten sie schweigen. Diese «französischen» Wörter sind nämlich alle aus dem Germanischen entlehnt. Ein paar neue Ausdrücke aus einer modernen germanischen Sprache, dem Englischen, schadet dem Französischen gewiss nicht, ein hochstehender Gebrauch dieser grossartigen Kultursprache hängt von ganz anderen Faktoren ab. Und dies zum Trost: In ein paar hundert Jahren wird man den heutigen Neuerrungenschaften ihre fremde Herkunft kaum mehr anmerken.

Desgleichen bei uns: Viele mögen sich wundern oder ärgern, dass in unseren Zeitungen fast nur noch *Underwriter*, *Controller*, *Technical Consultants*, *Marketing Professionals*, *Key Account Manager* gesucht werden. Anstatt der guten alten Zeit nachzutruern, als *Küster*, *Müller*, *Pfister*, *Pförtner*, *Schreiber*, *Schreiner*, *Zöllner* häufige Berufsgattungen waren, sollten wir folgendes bedenken: Erstens sind wir seit einigen Jahren in *Marketing*, *Managing* und *High Tech* einem offensichtlich wichtigen Kulturschub ausgesetzt, dem wir uns nicht leichtfertig verschliessen sollten – und auch gar nicht entziehen können. Zweitens darf der historisch Denkende darauf aufmerksam machen, dass auch die soeben genannten «traditionellen» Berufsbezeichnungen samt und sonders fremder Herkunft sind. Die meisten von ihnen sind noch während der römischen Kaiserzeit – in einem analogen Kulturschub – von den Germanen aus dem Latein übernommen worden. Aus demselben Grund können wir heute auch über *Strassen* und *Plätze* gehen und in den *Keller* hinabsteigen, um *Wein*, eine *Büchse Spargeln*, einen *Sack Birnen* oder ein *Pfund Käse* heraufzuholen.

Wer sich nur über die jungen Entlehnungen ärgert, ist zudem selten gerecht und objektiv. Wer hätte z.B. etwas gegen die Ausdrücke *Pommes frites*, *Entrecôte*, *Fondue Chinoise*, *Roastbeaf*, *Chips* und *Pudding* einzuwenden? Aber sind *Soft-* und *Hardware*, *Floppy Disk* und *Server*, *Cashflow* und *Corporate Identity* denn so viel schlechter? Allerdings ist es sehr empfehlenswert, genau zu wissen, was die neuen Ausdrucksweisen in der Ursprungssprache bedeuten und wie sie in der entlehnenden Sprache am besten verwendet werden. Das muss nicht immer

übereinstimmen, wie etwa bei *Chips* (ich meine nicht die elektronischen) wohl alle Englandreisenden wissen. Auch hier bringt die Berücksichtigung des historischen Aspekts oft tiefere Einsichten: So heissen «Chips» (dünn, knusprig, kalt) heute in Grossbritannien deshalb nicht *chips*, weil die Briten diese Bezeichnung auf die später importierten «Pommes frites» (dicker, weicher, heiss, französisch) übertragen haben und ihre alten «Chips» seither als *crisps* bezeichnen (belegt seit den Zwanziger Jahren); in Amerika dagegen sind die *chips* dünn und hart geblieben (so sind sie dann in den Fünfziger Jahren zu uns gekommen), und die neuen «Pommes frites» dürfen als *French fries* bis heute ihre Herkunft zeigen. Andere solche Wortgeschichten sind tiefschürfender, wenn auch meist weniger appetitanregend...

Europäische Kulturtradition

Die Ähnlichkeiten zwischen unseren Sprachen gehen nun aber zu einem grösseren Teil viel weiter zurück. Der nächste Kreis umfasst die politische und kulturelle Geschichte Europas der letzten 3000 Jahre. Glücklicherweise dank kompetentem Geschichts-, Sprach- und Literaturunterricht schon während der Schulzeit einen guten Überblick erhält und so später im Leben die zahllosen sprachlich-kulturellen Zusammenhänge laufend zu einem sinnvollen und immer umfassenderen Europa- und Weltbild vereinigen kann!

Das europäisch-westliche Welt- und Menschenbild fusst auf dem der griechischen Antike. Auf der Basis einiger älterer Errungenschaften (z.B. Alphabetübernahme aus dem Orient ca. 800, Ilias und Odyssee ca. 700, ostionische Denkerschulen ab ca. 600) wurden v.a. im Athen des 5./4. Jahrhunderts v. Chr. gleichsam auf einen Schlag erstens die Literatur gewaltig bereichert (u.a. durch die Gattungen Drama, Geschichtsschreibung, Rede, Dialog), zweitens die Wissenschaften begründet (u.a. Mathematik, Physik, Astronomie, Medizin, Zoologie, Botanik) und drittens dem Menschen, der sich plötzlich in diesem gewaltig erweiterten Erfahrungshorizont den inneren Stürmen des freien, selbstverantwortlichen Individuums und den äusseren der an sein Verantwortungsgefühl appellierenden jungen Demokratie ausgesetzt sah, in Gestalt der Philosophie ein neues Haus gebaut.

Eben in jener Zeit begann man auch, über Sprache, das wundersame Medium, in dem die neuen grossartigen literarischen Kunstwerke verfasst waren, nachzudenken. Die wichtigsten Protagonisten sind – wen wundert's? – Platon und Aristoteles, und die Strömung setzte sich im Hellenismus intensiv fort. Ein besonders gelehriger Schüler der griechischen Klassiker war der Römer Cicero (gestorben 43 v. Chr.), Spitzenpolitiker, Philosoph und einer der wichtigsten Vermittler der griechischen Kultur an die Neuzeit. Wer wie er viele Inhalte griechischer Texte zum ersten Mal in die lateinische Sprache kleiden wollte, musste allerdings zuerst die sprachlichen Möglichkeiten dieser Sprache massiv aufstocken. Aufbauend auf Vorgängern, die sich z.T. explizit über die Kargheit des Lateins beklagt hatten (Lukrez), meisterte Cicero diese Aufgabe in grossartiger und abschliessender Weise.

Sein Latein wurde für die Kaiserzeit zur vorbildlichen Literatursprache. Im Mittelalter dagegen verblasste die lateinische Sprache stark, da sie nun – längst «tot» – praktisch nur noch internationales Kommunikationsmedium des Klerus der Westkirche war, dem die Fach-

sprache der spätrömischen christlichen Literatur näher lag als die sprachliche Eleganz der klassischen (heidnischen) Autoren. Die Kenntnis des Griechischen war damals im Westteil Europas sogar auf einen Nullpunkt gesunken.

Erst die Humanisten der Renaissance griffen wieder konsequent auf die vorchristliche Antike zurück. In einer beispiellosen Aktion gruben Dutzende von Gelehrten in zahllosen Klosterbibliotheken Westeuropas die noch vorhandenen antiken Handschriften und davon hergestellte mittelalterliche Kopien der klassischen lateinischen Literatur aus und stellten durch Vergleich der in vielen Einzelheiten voneinander abweichenden Fassungen den richtigen Text wieder her. Die griechischen Handschriften wurden besonders anlässlich der Belagerung und Eroberung Konstantinopels durch die Türken (1453) in grossem Stil von griechischen Flüchtlingen in den Westen (v.a. nach Italien) gerettet und gelangten so ins Blickfeld unserer Humanisten.

Neben den Inhalten der antiken Texte wurden damals auch die klassischen Sprachformen des Lateinischen und Griechischen wiederentdeckt. Dies war für die europäische Neuzeit von entscheidender Bedeutung, denn damit setzte eine – durch das mittelalterliche Latein erst vorbereitete – Entwicklung der modernen Volkssprachen (Italienisch, Französisch, Englisch, Deutsch etc.) ein, die die Ausdrucksmittel dieser Sprachen stark vermehrte. Ohne die Sprachen der Antike könnten und würden wir heute kaum in der Weise Texte verfassen, wie wir dies täglich tun, v.a. nicht in bezug auf den Wortschatz, das unmittelbarste Abbild der Realität in der Sprache, und auf die Syntax, das Abbild der Gedankengänge und der logischen Argumentation. Ein deutscher Satz wie etwa der folgende wäre ohne Cicero und die griechischen Prosaschriftsteller in seinem Rücken schlicht undenkbar: *Von den Spuren, die der Meteoriteneinschlag am Meeresboden hinterlassen hat, erhoffen sie (die Wissenschaftler) sich genaueren Aufschluss über die Grösse und Wirkung des Einschlages und Hinweise darauf, wie solche katastrophenartigen Ereignisse das Klima der Erde nachhaltig beeinflussen können.*

Im Bereich des Wortschatzes unterschätzen wir den Einfluss der antiken Sprachen übrigens meist massiv: Neben den alten, handfesten Kulturlehnwörtern wie den genannten *Strasse, Keller, Pfund* etc., offensichtlichen Lehnwörtern wie *Individuum, Qualität, Bibliothek, Hypothese* sowie Neubildungen aus griechischen und lateinischen Elementen (oder gar beidem, wie *Automobil, Mediothek, Cyberspace*) existieren zahllose raffiniert versteckte Entlehnungen in Form sogenannter Lehnübersetzungen. Bei diesen handelt es sich um Wortschöpfungen zwar nach dem Muster eines fremden Wortes, aber mit eigenen Sprachmitteln. Ohne genaue Reflexion und Einschalten der kulturgeschichtlichen Optik entgehen uns diese Fälle glatt, und damit bringen wir uns auch um die Möglichkeit, den klassischen Kulturen und Sprachen dafür unsere Anerkennung und Dankbarkeit zu zollen. Hier ein paar Beispiele – es gibt hunderte: *Zufall*, *unterbrechen*, *teilnehmen*, *grossmütig* (nach lat. *accidens*, dieses aus *ad* «zu» und *cadere* «fallen»); *interrumpere* aus *inter* «unter, zwischen» + *rumpere* «brechen»; *participare* aus *pars* «Teil» + *capere* «nehmen, fangen»; *magnanimus* aus *magnus* «gross» + *animus* «Seele, Geist, Mut»). Die uns am nächsten stehenden modernen Sprachen verwenden diese Möglichkeit seltener und bleiben meist beim lateinischen Wortmaterial, und zwar nicht nur die romanischen Sprachen, die Tochtersprachen des Lateins, von denen wir es nicht anders

erwarten würden, sondern auch das Englische: *accident, interrupt, participate, magnanimous* (daneben auch *great-hearted*). Diese Übereinstimmung erleichtert das Vokabellernen massiv: Kennt man ein solches Wort in einer jener Sprachen (am besten im Latein), so kennt man es gleich in allen. Umgekehrt ist in diesem Punkt das Deutschlernen für Romanen und Angelsachsen deutlich mühsamer. Die Sonderstellung des Deutschen geht teils aufs Mittelalter, vor allem aber auf das 16.–18. Jh. zurück (der Protestantismus mit seiner Romfeindlichkeit und damit auch einer gewissen Distanz zum Latein spielte dabei keine geringe Rolle). Später verleitete sie u.a. die Machthaber im Dritten Reich und ihre Sprachpuristen dazu, zur Abgrenzung weitere Eindeutschungen vorzunehmen. Diese gerieten allerdings meist so grotesk, dass sie sich nicht durchsetzen konnten.

Noch besser versteckt sind die sog. Bedeutungslehnwörter. Darunter versteht man die Neuverwendung längst vorhandener Wörter für entlehnte Bedeutungen. Beispiele: *Fall* (urspr. «das Fallen» z.B. von Wasser, dann nach lat. *casus* auch wie in *falls, Einzelfall, auf jeden Fall* u.ä., sowie im grammatischen Sinn; engl. *case*), *Gift* (urspr. «Gabe», so noch in *Mitgift*, dann nach gr. δόσις [dósis] auch «eine – evt. zu grosse – Gabe eines potenten Stoffes»; engl. *dose*, das alte *gift* heisst da noch «Gabe»), *menschlich* (urspr. nur konkret, dann nach *humanus* auch «eines rechten Menschen würdig»; engl. *humane*) und davon abgeleitet *Menschlichkeit* (*humanitas; humanity*), *lesen* (urspr. «zusammenlesen», dann nach *legere* auch «entziffern»; engl. *read* ist germanisch und hiess ursprünglich «raten» ...).

Es ist gerade viel vom Latein und wenig vom Griechischen die Rede gewesen – ganz zu Unrecht! Denn viele Bildungen der genannten Art sind schon im Lateinischen Lehnübersetzungen oder Bedeutungslehnwörter aus dem Griechischen. Von den genannten betrifft dies *accidere* (nach συμ-πίπτειν [sym-píptein]), *magnanimus* (nach μεγά-θυμος [megá-thymos]), *casus* im grammatischen Sinn (nach πτώσις [ptôsis]), *humanus* (nach ἀνθρώπινος [anthrópinos]), *legere* (wohl nach λέγειν [légein]). Ja, es gilt dies auch für viele Bildungen, die sogar wir in lateinischer Gestalt verwenden, z.B. *qualitas* «die Wie-heit» (nach ποιότης [poiótes]) und *individuum* «das Unteilbare» (nach ἄτομον [á-tomon]), das erste übrigens sicher und das zweite vermutlich von Cicero «in Latein geprägt». Und auch *Platz, Büchse, Spargel* und *Sack* waren im Latein Lehnwörter aus dem Griechischen (*Sack* stammte ganz ursprünglich gar aus dem Semitischen). An den Griechen führt in kulturellen Dingen eben selten ein Weg vorbei, ganz nach dem Motto: Alle Wege führen nach Athen (via Rom).

Prähistorische Sprachverwandtschaft

Sprachliche Ähnlichkeiten können noch einen dritten Grund haben, es ist der unscheinbarste, aber der weitaus wichtigste: Unsere Sprachen sind miteinander nahe verwandt, gehören zur selben Sprachfamilie, der indogermanischen (oder, wissenschaftlich etwas weniger präzise: der indoeuropäischen¹). Dies merkt man noch in recht vielen Wörtern, z.B. ital. *uno, due, tre,*

¹ S. den Text «Indogermanisch oder Indoeuropäisch?»!

tu, volere, in, notte, dt. *eins, zwei, drei, du, wollen, in, Nacht*, und erst recht häufig und offensichtlich werden derartige Ähnlichkeiten, wenn man die Vorstufen, also in unserem Falle das Latein und das Althochdeutsche, miteinander vergleicht und gar auch die lautlichen Entwicklungen, die jenen Stufen noch vorausliegen, systematisch berücksichtigt. Mitglieder derselben Familie sind selbstverständlich auch alle anderen romanischen und germanischen Sprachen (Portugiesisch, Spanisch, Katalanisch, Rumänisch usw.; Englisch, Niederländisch, Dänisch, Schwedisch, Norwegisch, Isländisch usw.), zudem Griechisch, Slawisch (Russisch, Polnisch, Tschechisch, Slovenisch, Serbokroatisch usw.), Baltisch (Litauisch und Lettisch), Keltisch, Albanisch, Armenisch, Kurdisch, Persisch, ja sogar Hindi und die grossartige klassische Literatur- und Religionssprache Indiens, das Sanskrit, sowie noch einige weitere Sprachen und Sprachstämme, die teilweise ausgestorben sind (z.B. derjenige, zu dem das Hethitische gehörte).

Da wir von indogermanischen Sprachen umgeben sind (in Europa gehören heute nur Baskisch sowie Lappisch, Finnisch, Estnisch, Ungarisch sowie Türkisch nicht dazu) und zudem einige der weltweit verbreitetsten Sprachen zu dieser Familie gehören (Englisch, Spanisch, Portugiesisch), kommt uns im täglichen Leben der Bau unserer Sprachen ganz «normal» vor. Das wäre aber eine ganz schiefe Sicht. Auf der Erde gibt es viele menschliche Sprachen, die in ihrer Funktionsweise von den unsrigen fast unvorstellbar stark verschieden sind. Erst wer sich einmal etwas in Grammatiken z.B. des Türkischen, Ungarischen, Arabischen oder noch besser des Chinesischen, Hawaiianischen oder indianischer Sprachen vertieft hat, kann ermessen, was es bedeutet, wenn wir einen längeren italienischen Satz fast Wort für Wort, in praktisch derselben Wortreihenfolge und unter Verwendung identischer grammatischer Kategorien in ganz passables Deutsch übertragen können: *Aspetto* («Ich warte») *che mia madre* («dass meine Mutter») *o meglio la persona che* («oder besser die Person, die ich») *fin dall' età di tre anni* («seit dem Alter von drei Jahren») *sono abituata a considerare mia madre* («gewohnt bin, als meine Mutter zu betrachten»), *sia uscita per andare alla messa* («hinausgegangen ist, um zur Messe zu gehen») (Alberto Moravia, Buona figlia). Der erwähnte Einfluss des ciceronischen Lateins auf die gehobene Prosa der modernen europäischen Sprachen ist zweifellos mitverantwortlich, dass dies so gut geht, aber ohne die nahe genetische Verwandtschaft des Germanischen mit dem Romanischen wäre eine derartige Kompatibilität nie möglich geworden.

Erkennen der historisch bedingten Ähnlichkeiten ...

Unsere vier Landessprachen – drei davon sind zugleich die Hauptsprachen der uns umgebenden Staaten – zeigen also eine dreischichtige Ähnlichkeit: Erstens gleichen sie einander im ganzen Sprachbau sehr stark aufgrund ihrer genetischen Verwandtschaft; zweitens sind sie im Wortschatz und in der Syntax vom gemeinsamen europäischen Kulturerbe geprägt, das in der Antike und weiter über Mittelalter und Renaissance bis ins 18./19. Jh. aufgebaut wurde; und drittens kriegen sie nun durch den v.a. von Westen blasenden Entertainment-, Business- und Hightech-Wind nochmals einen einheitlichen Farbton aufgesprayt.

Angesichts einer solchen Nähe müssten die Röstigräben unseres Landes als bequeme Niveauübergänge gelten dürfen. Die Realität ist allerdings, dass sie sehr verschieden empfunden werden. Eine erhebliche Rolle spielt dabei immer die persönliche Kompetenz in den anderen Sprachen. Wir Deutschschweizer hatten es in diesem Punkt bisher deutlich leichter. Denn vielen von uns wurde im Lateinunterricht gleichsam die Quintessenz der romanischen Sprachen und damit ein erheblich erleichterter Zugang zu jeder von ihnen vermittelt, und noch grössere Kreise sind mindestens mit zwei romanischen Sprachen ziemlich intensiv in Kontakt gekommen (Französisch in der Schule, Italienisch im täglichen Leben, beide – sowie oft noch Spanisch – in den Ferien). Dagegen können unsere romanischsprachigen Landsleute bekanntlich mit dem Deutsch, das sie lernen, in unserem Land wenig (und immer weniger) anfangen, ein dem Latein entsprechendes «klassisches Germanisch», das einen Passe-partout-Schlüssel zum Hochdeutschen, Schweizerdeutschen, Englischen, Niederländischen, Schwedischen etc. geben und mit einem grossartigen literarischen Schatz aufwarten könnte, existiert nicht, und in Richtung Norden in die Ferien fahren die wenigsten. Da bei uns in nächster Zeit die Lateinkenntnisse infolge der politisch motivierten Reformen des Schulsystems zurückgehen werden, die Kompetenz im Hochdeutschen leider ebenfalls im Sinken begriffen ist und sich der zunehmende Druck des Englischen auf die Lernziele und -erfolge in allen Landessprachen immer stärker auswirken wird, dürfte der eingangs zitierte neue Verfassungsauftrag zwar immer wichtiger, seine befriedigende Erfüllung aber auch immer schwieriger werden.

... fördert das gegenseitige Verständnis ...

Die Beobachtung der einfachen Sprachkompetenz der Schweizer in den Landessprachen am Ende der Schulzeit und – als Mittel zu ihrer Hebung – die organisierte Zusammenführung von Jugendlichen aus den verschiedenen Sprachregionen, was wohl mit «fördern die Verständigung und den Austausch» im neuen Sprachenartikel primär gemeint ist, greifen zu kurz. Es gibt andere, mächtigere Hilfen zur Erreichung des eigentlichen Ziels, einer nachhaltigen Förderung des gegenseitigen Verständnisses, und diese sollten hier aufgezeigt werden. Sie nützen bereits im Schulunterricht, entfalten ihre wahre Wirkung aber v.a. später, beim «lebenslangen Lernen», und lassen Brücken fast von selbst entstehen:

1. Wir müssen vermehrt über unsere Sprachen nachdenken, sie intelligent analysieren und vergleichen, Gemeinsames und Verschiedenes erkennen und verstehen lernen. Verstehen schafft Verständnis. Gefordert ist vor allem die Lehrerschaft: Der gute Sprachlehrer ist möglichst polyglott und hat Freude am Phänomen «Sprache», an Sprachanalyse und Sprachvergleich und den daraus entstehenden täglichen Aha-Erlebnissen. Ein Nachdenken über Sprache ist auf allen Bildungsstufen möglich, ja, gerade Kinder haben besonderen Spass daran: *gehen–ging–gegangen : sehen–sing–gesungen : stehen– ...? – Rot sehen, schwarz malen, blauäugig, Grünschnabel, Weissbuch. – Ansatz, Absatz, Aufsatz, Untersatz, Vorsatz, Einsatz, Aussatz, Satz ...*

2. Wir müssen die historische Optik stärker einbeziehen: Nur ein guter Überblick über die europäische Kulturgeschichte der letzten 3000 Jahre, vom mykenischen und homerischen

Griechenland bis zum WWW, ermöglicht es, die Sprachen unseres Landes und des weiteren Kulturkreises sowie ihre Literaturen in ein kohärentes und stimmiges Weltbild einzubauen. Der gute Sprach- und Literaturlehrer leitet zu historischem Denken an, eröffnet kulturgeschichtliche Horizonte. Die soeben geforderte aufmerksame Sprachbeobachtung führt fast von selbst dazu, die Spuren der Vergangenheit in einer Sprache zu suchen und zu finden. Vertrautheit mit der Geschichte der europäischen Sprachen macht zudem den Aufwand geringer und damit lohnender, auch «kleinere» Sprachen (z.B. Rätoromanisch) oder ältere Sprachzustände (z.B. Mittelhochdeutsch) zu lernen, besonders wenn in diesen auch noch lesenswerte Literatur existiert.

3. Und hier noch die Kombination und Erweiterung der Punkte 1 und 2: Drei unserer Landes- und Nachbarsprachen sind als Tochtersprachen des Lateins miteinander besonders eng verwandt, enger als mit der vierten, dem Deutschen. Alle vier aber sind – wie die meisten anderen Sprachen Europas und einige in Asien – Mitglieder einer «erst» vor etwa 5000 Jahren aufgesplitterten Sprachfamilie mit einem bis heute deutlich fühlbaren «air de famille». Um diese Verwandtschaftsverhältnisse besser erkennen zu können, sei dem «idealen» Sprachlehrer ein Einblick in die historisch-vergleichende Sprachwissenschaft der romanischen und der germanischen sowie der indogermanischen Sprachen dringend ans Herz gelegt. Das erste gehört in jeden Unterricht einer romanischen Sprache – und des Lateins – für Jugendliche oder Erwachsene, die bereits mindestens eine romanische Sprache können oder lernen (das ist dann meist Französisch). Das zweite belebt den Englisch- und den Deutschunterricht. Das dritte ist im Griechisch- und im Lateinunterricht eine grosse Hilfe. (Zur Vorbereitung sei der angehenden Lehrkraft u.a. ein Sanskritkurs an der Uni angeraten!) Und zu Vergleichszwecken sei auch noch ein vertiefter Einblick in mindestens eine nicht-indogermanische Sprache wärmstens empfohlen.

Dass wir die Vergangenheit nicht aus den Augen verlieren dürfen, gilt generell. Wenn die ganzheitliche historische Optik so stark ausgeblendet wird, wie dies bei der Beschreibung des Phänomens «Sprache» seit etwa 30 Jahren an vielen Schulen und sogar Hochschulen zu beobachten ist, kann dies mit dem Versuch verglichen werden, jemandem das Phänomen «Rom» durch eine genaue Quantifizierung und exakte gegenseitige Lagebeschreibung der einzelnen Baumaterialkomponenten wie Backsteine, Betonelemente, Marmorblöcke, Glasscheiben, Holzbalken, Strassenbeläge und Abwasserrohre nahe zu bringen.

Am besten verstehen wir die Vielsprachigkeit in unserem Staatswesen, den sprachübergreifenden Kontakt mit unseren Nachbarn und schliesslich auch den neuen Sprachenartikel als Chance, auch den Blick in unsere Vergangenheit wieder mehr zu pflegen.

Und welche Stellung soll das Englische haben? Wer glaubt, dieses im heutigen Schulunterricht in Konkurrenz zu dem gezeichneten Bild eines historisch-paneuropäisch ausgerichteten Sprach- und Literaturunterrichts stellen zu sollen, tut vor allem dem Englischen selber Unrecht. In erster Linie nämlich gehört dieses einfach gleichberechtigt dazu, hat genau denselben sprachgenetischen und kulturellen Hintergrund. Dass Englischlernen für uns heute notwendiger ist als früher, ist einfach eine der unergründlichen Launen der Sprachgeschichte – und d.h.

der Weltgeschichte. Aber es ist eine zusätzliche Anforderung und braucht deshalb auch einen zusätzlichen Effort. Es im Bildungswesen gegen die traditionelle, sprachlich-kulturgeschichtliche Ausbildung auszuspielen, ist nicht nur eine kurzfristig-opportunistische Haltung, die sich durch den kulturgeschichtlichen Identitätsverlust längerfristig als Bumerang erweisen wird, sondern auch didaktischer Unsinn, denn das Englische ist aus dem Deutschen und Französischen sowie dem Lateinischen heraus besonders leicht zugänglich. Dadurch dass wir diese Sprachen vor dem Englischen lernen, haben wir hier einen grossen Vorsprung, aber nur, wenn die historisch-sprachvergleichende Perspektive im Unterricht auch genutzt wird. Diese verhindert zudem erst noch sehr effizient eine allzu schmalspurige Hamburger-Techno-Sprachkompetenz in der vielgeplagten Weltsprache.

... besser als Reduktion und Réduit-Mentalität

Unsere Politik krepelt heute die Schulsysteme um und zwingt die Schulen zu hunderten von Stunden administrativer Anpassungsarbeit. Sie kriert neue Fächer und will damit dem komplizierter gewordenen Leben in unserer Zeit Rechnung tragen. Gleichzeitig verkürzt sie die Schulzeit. Das alles ist gut gemeint. Aber gewinnen unsere Jugendlichen aus dieser geballten Ladung auch mehr Einsichten? Wird ihre Weltschau ganzheitlicher? Stehen sie dem Anderen verständnisvoller gegenüber, schaffen sie den Zugang leichter? Verstehen sie Europa besser?

Verständnis resultiert aus gelungener Kommunikation. Kommuniziert wird zur Hauptsache mittels Sprache. Sprache aber ist Reflex von Kultur, und Kultur das – fließende – Resultat der Geschichte. Sprache ist entsprechend ebenfalls im Fluss, und ebenfalls Resultat, nämlich das der Sprachgeschichte, und diese ist der Reflex der Geschichte und der Kulturgeschichte. Ich bin der Meinung, dass nur durch gezielte Förderung des Verständnisses für den sprachlichen Ist-Zustand, wie es aus der Einsicht in die komplexen Zusammenhänge unserer Vergangenheit zu gewinnen ist, die Hoffnung auf eine gleichbleibend gute oder möglichst noch bessere sprachübergreifende Verständigung in Zukunft zu erfüllen ist.